

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-354358](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-354358)

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Der Kampf mit dem Bären.

Von allen Bären, die keinen Spaß verstehen, verstehen die Eisbären am allerwenigsten Spaß. Das hat einmal ein Matros aus Hull in England erfahren. Eigentlich liegt Hull aber in der englischen Grafschaft York, nahe bei der Mündung des Flusses Humber und unter den 50,000 Seelen daselbst wohnt mancher reiche Kaufherr, der alle Tage Champagnerwein trinken kann und Schiffe ausrüsten lassen, zum Wallfischfang auf den nördlichen Meeren.

Im Meere ist aber freie Pirsch und auf den Wallfisch darf jagen wer Lust hat, und neben der Lust Geld, um ein Schiff auszurüsten, und mancher verwegene Matros geht mit und verbient sich ein schön Stück Geld während der gefährlichen Reise und hat dort nicht Zeit, es zu verklopfen.

Ein solcher Wallfischfahrer war auch einmal ausgefahren, tief ins nördliche Eismeer hinein. Der Wallfisch liebt die nördlichen Meere. Das Schiff aber gelangt bis dahin, wo das Wasser aufhört und das Eis anfängt und legte sich an einem Eisfelde vor Anker. Auf dem Eisfelde aber trieb sich ein stattlicher Eisbär herum.

Der Eisbär ist auch ein merkwürdiges Geschöpf und kann viel vertragen, nur keine Hitze nicht. Seine Farbe ist weiß, und fällt, ums Merken, etwas ins Gelbliche, seinen Kopf streckt er weit hervor, seine Ohren sind klein, sein Hals ist lang und etwas dünn, sein Wedel kurz und quackt krum aus seinem dichten Pelze hervor. Der Eisbär ist sieben, oft acht, oft sogar zehn Fuß lang und hat ordentliche Zähne im Rachen. Wallfische, die er nicht fangen kann, und Vögel, frist er todt, Seehunde fängt er, und auch Fische, denn er kann prächtig schwimmen, und wenn ihm ein Mensch begegnet, fragt er auch nicht lang nach seinem Heimathschein und frist ihn unbesehen.

Auf dem Wallfischfahrer, das heißt auf dem Schiffe das zur Wallfischfahrt ausgezogen war, und jetzt angelegt hatte, am Eise gieng es lustig her und ward ordentlich getrunken, und zwar kein Wasser, nein lauter Rum, der Matros wird gut gehalten auf der Wallfischjagd für die Strapazen und Gefahren, die er aushalten muß, und kann auch eine gute Portion vertragen, absonderlich auf der See und in der Kälte.

Wie nun die Matrosen tranken und guter Dinge waren, und Schelmstücklein fangen, gewahrten sie

einen großen Eisbären, der auf dem Eise einherging, um etwas zu suchen, das er verschlinge.

Also ward über den Bären hin und her geredet, und über seine Stärke und die Schwierigkeit seiner Herr zu werden, so daß einer der Matrosen dem das starke Getränk in den Kopf gestiegen war, sich vermaß den Bären zu erlegen mit einem Spieß.

Und obwohl ihn die andern warnten, vor einem so gefährlichen Spaß, ließ er sich dennoch nicht abrathen, nein er wurde noch viel hartnäckiger und obstinater, und machte sich auf und ergriff den Spieß und verließ das Schiff und gieng dem Seebären, der noch eine gute Strecke von dem Schiffe weg war, entgegen.

Es ist keine Kleinigkeit in der Nachbarschaft des Nordpols eine halbe Seemeile weit über rauhe Eisklöge und frischgefallenen Schnee zu marschiren, absonderlich einem Eisbären entgegen, und der Muth und der Muth des jungen Matrosen verdampfte mit jedem Schritte vorwärts, und er wäre bald wieder umgekehrt, dem sichern Schiffe zu, wenn er sich nicht geschämt hätte vor seinen Kameraden.

Endlich war er nur noch ein Paar Schritte weg von dem Bären, und das Ungethüm sah ihn unbeweglich an und der Muth entsank ihm immer mehr, aber dennoch nahm er alle Courage, die er noch vorräthig hatte, zusammen und reckete seinen Spieß aus, und gieng mit großem Geschrei auf den Bären los.

Aber das bißchen Muth, dessen er noch habhaft werden konnte, schmolz, als er dem wilden Thiere in die glühenden, grimmigen Augen sah, und er begann zu zittern und zu beben und der Speer wankte in seiner Hand und doch gedachte er immer noch seiner Kameraden und ihres Spottes und konnte sich nicht zum Rückzuge verstehen, dieweil es noch Zeit war. Es war aber nicht mehr lange Zeit, denn der Bär, der den Matrosen ruhig angesehen hatte und gleichsam mit Verachtung, machte sich nunmehr gegen denselben auf, und hatte eben keinen Abscheu vor Menschenfleisch, obwohl er noch keines versucht hatte.

Wie nun der Matrose den Bären auf sich loskommen sah, da vergaß er endlich des Gespöttes seiner Kameraden und gedachte nur der Rettung seines Lebens und wendete sich um, und sprang gegen das Schiff zu, so schnelle es gehen mochte auf den Eisblöcken und in dem Schnee. Der Bär hatte auch keine Lust, seine Beute so leichten Kaufes davon zu lassen und jagte dem flüchtigen Matrosen nach, und

es fehlte nicht viel, so hätte er denselben sogleich erreicht. Ein Eisbär weiß besser auf Eisflözen herum zu springen als ein Matrose. Der Seemann warf in der Todesangst den Speiß von sich, weil er ihn am Springen hinderte. Das war sein Glück, denn der Bär ward auf den hingeworfenen Speiß aufmerksam, stund stille, roch an dem Speiß und biß ihn entzwei, mittlerweile hatte der Matros einen Vorsprung gewonnen.

Allein der Bär war ihm doch bald wieder nah. Der Matrose hatte jedoch an dem weggeworfenen Speer gelernt, wie das Ungethüm aufzuhalten und zog seinen Handschuh aus und warf denselben von sich. Der Bär blieb abermals stehen, beschmuffelte den Pelzhandschuh und verfolgte den Seemann von Neuem, bis er ihm fast wieder auf der Ferse war.

Da zog der Matrose auch den andern Handschuh aus, warf ihn von sich und gewann abermals dadurch einen Vorsprung, und als der Bär ihn fast wieder erreicht hatte, warf er auch seinen Hut von sich, den das grimmige Thier alsbald mit seinen Zähnen und Tazen in Stücke riß.

Inzwischen war der fliehende Matros dem Schiffe näher gekommen, und die Mannschaft desselben hatte sich herausgemacht ihm Beistand zu leisten, sämmtlich mit Speisen bewaffnet, wie man solche benutz zum Wallfischfange.

So rückten die Kameraden des Matrosen vor, Mann an Mann mit ausgereckten Speeren, und ließen den Flüchtigen durchschlupfen, dem Bären aber hielten sie die Speise vor.

Obwohl er jetzt gerettet war, sprang der flüchtige Matrose immer noch von der Todesangst gerrieben fort und ruhete erst als er das sichere Schiff erreicht hatte. Der Bär dagegen betrachtete die bewaffnete Schaar eine Zeitlang und auf einmal drehte er sich um, und trat den Rückzug an, und Niemand verfolgte ihn weiter.

Der Matrose hat aber sein Lebtag keine Hände mehr angefangen mit einem Eisbären.

Der Ballgast.

In Klappenbach, das der geneigte Leser von früher her kennt, und es ist ein nahrhaftes Städtlein und sind viele wohlhabende und angesehene Leute daselbst, in Klappenbach also haben sie ein Lesezimmer.

Im Lesezimmer Abends kommen die Herren zusammen, lesen die Zeitung, sprechen darüber, erzählen sich allerhand lehrreiche Geschichtlein aus dem rheinländischen Hausfreund, trinken ein Glas Bier dazu, oder ein Schöpplein Wein. Manchmal aber ist Ball daselbst und da geht es flott her.

In Klappenbach ist ein junger Mensch, welcher dem Advokaten daselbst schreibt, denn es ist ein Advokat daselbst, ein Schrift-Versaffer, und der junge Mensch trinkt bisweilen über den Durst, besonders in den Brauereien zu Klappenbach, denn sie machen viel Bier dort.

Als er eines Abends aus einer Brauerei kam, in das Lesezimmer, und es war Ball dort, und hatte zuviel getrunken, da gab man ihm zu verstehen, daß solches unschicklich seye, und sein Prinzipal pugte ihn des andern Tages tüchtig aus deswegen.

Der junge Mensch nahm das sehr zu Herzen. Was gilt's, sagte er, sie sind böse gewesen, weil ich mich übernommen habe in einem wohlfeilen Getränke und nicht in kostspieligen. Aber wart, sagte er, ich will Euch schon über den Köffel balbiren!

Als bald darauf wieder Ball war, und er im Bierhaus geseßen den ganzen Mittag und wieder ein Paar Maas mehr getrunken hatte, als nöthig war, da kaufte er ein halbes Loth Gewürznägelein und kaute sie und gieng alsdann auf den Ball.

Jetzt werden sie meinen, ich hätte im Gewürzwein zu viel gethan, sagte er bei sich, und werden Respekt bekommen.

Der vorsichtige Tabakschmaucher.

In Klappenbach hauset in der neuesten Zeit ein Fremder, welcher von seinen Renten lebte. Es hat's nicht Jeder so gut, für Manchen wär es auch nicht gut, Mancher hielt es auch nicht lange dabei aus.

Der fremde Herr lebte aber nach der Schnur, und war ein fast sonderbarer Mann und hatte mit Niemanden Umgang. Jeden Abend gieng er aber in das neue Brauhaus zum geschäckelten Nashorn und trank allda einen Humpen Bier und hinterdrein einen Schoppen, sprach aber mit Niemanden dabei, und hörte nur zu, was die Andern sprachen, und wenn Jemand ihm die Zeit bot, so dankte er nicht, und wenn Einer ein Gespräch mit ihm anfangen wollte, oder ihn etwas fragte, so sagte er ihm eine Grobheit.

Derselbige rauchete den ganzen Abend; da er aber sah, daß einige Stammgäste ihre Pfeifen in einem besondern Kästlein beim Schenkische aufhoben, wenn sie heim giengen, so beschloß er auch von dieser Bequemlichkeit zu profitieren. Damit aber in seiner Abwesenheit nicht etwa Jemand Gefüsten bekomme, aus seiner Pfeife zu rauchen, ließ er sich auf einen weißen Porzellanopf die Inschrift fertigen:

„Wer aus dieser Pfeife raucht, ist ein Hallunk!“

Aus dieser Pfeife schmauchte er nun jeden Abend im Brauhause zum geschäkelten Nashorn.

Der Brautwerber.

Um eine Weibsperson von gestandenem Alter und böemäulig obendrein, aber höchst ledig, bewarb sich ein Herr, der eben auch nicht gerade der herzigste Schatz war, den man finden konnte.

Das Frauenzimmer war in großer Verlegenheit über diese Bewerbung, denn sie hätte lieber einen jüngern gehabt, und einen fürnehmern, und einen reichern.

Deswegen sagte sie zu einem guten, alten Freund, was soll ich thun; der gute, alte Freund antwortete aber: „Heirathet ihn!“

Was, sagte dagegen wieder die betagte Jungfrau, oder eigentlich brüllte sie so, denn sie hatte, wie gesagt, ein Maul, wie ein Schwert, und war jähzornig, lieber wollte ich ihn gehängt sehen, am ersten besten Galgen!

Darauf sagte wieder der alte, gute Freund: „Heirathet ihn deswegen immerhin, wenn er euch ein Paar Monate hat, oder auch ein Paar Wochen, macht er euch freiwillig das Vergnügen und hängt sich selber auf.“

Edle Handlung.

Ein teutscher Handwerksputzsch hatte schon viel von England gehört und von dem vielen Geld, das dorten daheim ist, und von den Handwerksgefellern, die reiche Leute dort geworden sind. Deswegen meinte er, wenn man einmal in England seye, müste man reich werden, wenn man nur wolle, und beschloß auch reich zu werden und nach England zu gehen.

Also bettelte er sich durch bis ans Meer, und machte größere Tagreisen, als sonst ein wandernder Handwerker zu machen gewohnt ist, auf daß er schneller ankomme im Lande England und tröstete sich, wenn er müde war und hungrich, mit freundlichen Blicken der Zukunft, und sah sich schon umkehren als reicher Mann, mit gepuderten Haaren und einer gülden Tabaksdose und verehrt von Alt und Jung, wegen seines großen Reichthums, und machte schon aus, wie er sich ein Schloßlein kaufen wollte und alle Tage zehnerlei Wildpret essen und andere Dinge mehr.

Und so gelangte er endlich an das Meer und übers Meer nach England. Aber er fand nicht dorten, was er gesucht hatte, und sah zu seinem größ-

ten Schrecken, daß dorten neben dem größten Reichthume die bitterste Armuth wohnt, und daß das Glück nicht jedem in den Weg läuft der es sucht, und daß zum Reichwerden viel gehört, günstige Umstände, Geschicklichkeit, ununterbrochene Thätigkeit.

Als der getäuschte Handwerksputzsch sah, daß er sich ein Schloß in die Luft gebaut hatte, und als es ihm nirgends glücken wollte, und er von Meister zu Meister nirgends lange blieb, und immer am Hungertuche nagen mußte, da wich alle Ruhe von ihm und aller Friede, und sein Herz ward erfüllt von Haß und Neid, und der Satan flüsterete ihm in die Ohren: Gehe hinaus auf die Straße und mache dich mit Gewalt reich!

Ein Haß erfülltes Herz hört leicht auf die Einflüsterungen des Verführers; also machte er sich hinaus auf die Straße und beschloß, den ersten, besten Reisenden, der ihm etwas zu haben schien, zu berauben.

Und als ein stattlicher Reiter herbei kam, versuchte er es auch. Aber er war nicht geübt in dem schändlichen Gewerbe des Straßenraubs, und der Angegriffene merkte gleich, daß er es mit einem Stümper zu schaffen hatte, und drehte den Stiel herum, und hielt ihn fest, und es kamen ein Paar Leute hinzu und lieferten ihn ab, an die nächste Behörde nach London.

In England sind die Gesetze streng, und der Raub, er mag vollendet seyn, oder auch nur versucht, ist bedroht mit Lebensstrafe, mit dem Strange.

Also ward der Handwerksputzsch von dem Gerichte zum Tode verurtheilt, zum Galgen.

Zur selbigen Zeit war aber ein Mann in England, und zwar in London, ausgezeichnet durch Geistesgaben, wie durch seine Geburt, reich an irdischen Gütern, und noch reicher durch ein großes menschenfreundliches Herz, und wer den vorigen Jahrgang des Kalenders gelesen hat, kennt ihn schon, es war Graf Gustav von Schlaberndorf.

Als der teutsche Graf die Verurtheilung des teutschen Handwerksputzschens erfuhr u. an die Trostlosigkeit des armen Sünders dachte, und die Todesangst, da machte er sich auf in das Gefängniß und erquickte den bangenden Menschen mit lieben, teutschen heimatlichen Worten, und goß Trost in die zerknirschte Seele und bereitete ihn vor zum nahen Sterben.

Ja solche Menschenliebe erwies der Graf dem Verurtheilten, daß er nicht von ihm wich, aus dem engen, trüben Kerkerstüblein, daß er ihn aufrichtete mit frommen Worten, und daß er mit ihm hinaus fuhr auf die Richtstätte und seine letzten Augenblicke aufhellte durch erquickenden Zuspruch.

Das Zusammenstoßen.

Auf der großen Londonbrücke rannte ein Mal ein junger Engelländer, ein reiches, feines Herrlein, gegen einen Vorsprung hin, wo Bänke standen, zum Ausruhen am Geländer, und sah nicht rechts und nicht links, und ihm entgegen kam ein Anderer, fein junges, feines Herrlein, ein ältlicher Mann, in schlechtem, abgeschabnem Röcklein, und ging auch gegen den Vorsprung hin, und sah auch nicht rechts und nicht links, also, daß Beide mit den Köpfen zusammenstießen, daß es pockelte und wieder auseinander prallten, drei Schritte weit, und sich die Köpfe hielten, vor Schmerz und Befäubung!

Donnerwetter, brüllte der junge Herr, reitet Euch der Böse, daß ihr mir mit euerm Dohsenkopfe um ein Haar den Hirnkasten einstoßet!

Nichts für ungut, sagt der Andere, mein Hirnkasten ist auch nicht mit Kofshaar gefüttert, und sind auch keine Stahlfedern daren, und mein Kopf braust wie ein Kessel in einem Dampfschiffe.

Kennt ihr Euch denn nicht umsehen, sagte wieder der junge Herr, und rieb immer noch an seiner Stirne, habt ihr eine Maas Porter zu viel, oder träumt ihr am lichten Tage, oder was habt ihr für ein Geschäft, daß ihr so toll in die Welt hinein rennt.

Ein kaltes, nasses, sagte der Andere, und wies über das Geländer in den Themsefluß hinunter, und hatte wirklich vor, sich zu ersäufen!

Wenn das ist, sagte der junge Herr, und war etwas befänstigt, wenn das ist, so gehen wir einen Weg, denn er hatte ebenfalls wirklich vor, sich zu ersäufen.

Ihr, sagte der Alte, und traute fast seinen Dohsen nicht, was für ein Elend kann Euch ins Wasser jagen, ihr seht so wohlgekleidet aus, wie ein Prinz, und so wohl genährt, als wenn ihr eher dem Hunger nachjagen müßtet, als der Nahrung.

Das eben ist mein Elend, daß ich keine Sorge habe, und keinen Wunsch und keine Freude mehr! Hab ich nicht ein Vermögen von zwei Millionen Pfund Sterling, habe ich nicht Wagen und Kofse, Laquaien und Kammermansellen, Häuser und Gärten, esse ich nicht alle Tage, was alle Weltgegenden bringen, Schildkrötensuppen und indische Vogelnester, und trinke ich nicht den feinsten Eyperwein aus goldenen Bechern; und dennoch werde ich täglich trüber, und das Leben ist mir verleidet, und die Menschen sind trübselig und langweilig, und die Sonne hat ihren Glanz verloren, und ich will den letzten Schlaf suchen im Bette der Themse. Es wird groß genug für mich seyn.

Den Andern aber hatten andere Umstände, zu dem gottlosen Entschlusse des Selbstmords verleitet. Er war Fabrikarbeiter und war entlassen worden von seinem Brodherrn, weil eine Maschine in der Fabrik errichtet worden war, und diese den Dienst vieler Menschenhände jetzt wohlfeiler versah. So saß er im Zanmer da, und seine Kinder weineten und riefen nach Brod, und er hatte keines. Da kam ihm der Gedanke, wenn du nicht mehr lebst, so muß die Gemeinde für deine Waisen sorgen, und er gieng hinaus an die Themse, und meinte auch sie habe Platz genug für sein Elend!

Solches erzählte er dem lebensüberdrüssigen Jüngling. Diesem aber zog eine freundige Wärme über die Gesichtszüge, und er rief: Armer Mann, dir kann ich ja helfen; da hat's noch einige Zeit mit dem Ersäufen, komm' ich will vorerst mit dir heim gehen.

Also gieng er, sich an den Arm des Andern hängend in seine Wohnung. Er fand eine ganze Stube voll Kinder, welche ihrem Vater entgegen sprangen, und nach Brod fragten, und mitten unter den Kindern standen mit rothgeweinten Augen seine Frau und seine siebenzehnjährige Tochter Maria, und neigten sich ehrerbietig vor dem fremden Herrn.

Der aber sah sich eine Weile um, sagte ein Paar Worte, und die andern verstanden sie nicht, und auf einmal war er draußen. Es vergieng aber keine halbe Stunde, so fuhr ein vornehmer Wagen an, mit zwei stattlichen Rossen, und zwei kostbare Laquaien sprangen heiter herunter und riefen den Schlag auf, lüpfsten erst den Herrn heraus, dann aus dem Wagen Kisten aller möglichen Lebensmittel, und ein Paar Duzend Bontzellen Wein, vom Besten.

Da Kinder, sagte er, esset und lasset's euch schmelten, und war selbst heiter und guter Dinge, und dachte nicht mehr ans Themsespringen, und meinte er wisse nun, wozu er auf der Welt seye.

Der reiche lebenssattre Jüngling sah aber mit Vergnügen die Kinder an, wie sie ihren Heißhunger stillten an den trefflichen, wohlschmeckenden Speisen, und dann sah er in die siebenzehnjährigen himmelblauen Augen der ältesten Tochter Maria, und konnte sich nicht satt sehen, an dem frommen, lieblichen Gesichte des Mädchens, also, daß er die Themse darüber vergaß, und den gottlosen Gedanken des Selbstmords.

Endlich trat er plötzlich vor den alten Mann hin, der sich auch equickte und erlabte, und fragte denselben, wie heißt ihr?

Dieser aber erwiderte und sprach: John Graham, wenn Euer Herrlichkeit erlauben.

Darauf sagte der reiche Herr: Johannes Graham, wolket Ihr mir nicht Eure Tochter Maria zum ehelichen Weibe geben?

Der alte John Graham fiel, wie aus den Worten, und meinte fast der junge reiche Herr habe den Verstand etwas verlegt, doch äußerte er dieses nicht, sondern sagte nur: „Ich habe gemeint, Eure Herrlichkeit hätten vor, —“

In das Wasser zu springen, hatte er sagen wollen; der junge Herr ließ ihn aber nicht ausreden, denn er wußte wohl, was Jener sagen wollte, und schämte sich jetzt seines gottlosen Entschlusses.

Ich will jetzt nicht mehr, sagte er!
Da will ich auch nicht mehr, sagte der Andere. Hierauf wandte er sich zu dem Mägdelein und redete sie an: Dieser Herr will dich zum Weibe haben, willst du ihn nehmen?

Das Mägdelein erröthete, und wer sie in wenigen Wochen heirathete, war der junge Herr, und hat seit dem nicht mehr ans Wasserspringen gedacht.

Die Briefftasche.

In Paris wohnte unter der Million Menschen, die sich dorten herumtreiben in der großen, schwülzigen Hauptstadt, ein alter Kapitän aus der Zeit des Kaiserreichs, voll trotziger Narben und stolzer Wunden, voll fecker Erinnerungen und voll Anhänglichkeit an seinen alten Kriegsherrn, der ihm die Brust geschmückt hatte mit dem Ehrenkreuz am rothen Bande.

Der alte Kriegsmann war auf halben Sold gesetzt, und außer Dienst, und hatte Zeit genug zum Tabakrauchen und Biertrinken, beides hatte er auf seinen Feldzügen gelernt, und obwohl er ein Wittwer war, war er dennoch nicht allein, denn er hatte zwei Kinder.

Eigentlich, wenn man die Wahrheit genau sagen will, hatte er nur ein Kind, ein Töchterlein, ein anderes hatte er zu versorgen, einen Knaben. Den Knaben hatte ihm ein sterbender Kamerad auf dem Schlachtfelde vermacht, und er war damals noch ledig, und hielt das Vermächtniß so werth und kostbar, daß er nur um des Knaben Willen, und auf daß derselbe eine Mutter habe, sich verhehelichte, in welcher Ehe er ein Töchterlein erzielte.

Den Knaben beschloß er sorgfältig zu erziehen, und damit ihm der Weg zum Reichthum offen stehe, wie zur Auszeichnung und Ehre, ließ er ihn, als er herangewachsen war, die Rechtswissenschaft studiren auf der hohen Schule von Paris, wo lauter tüchtige Lehrer sind, und Einer was tüchtiges lernen kann, wenn er will und Kopf hat, auf daß er einmal Advokat werde.

In Frankreich erwirbt ein tüchtiger Advokat, der nicht auf den Kopf gefallen ist, oder auf das

Maul, leicht großes Ansehen und schönes Vermögen, und der Weg in die Deputirten-Kammer, und zu den höchsten Ehrenstellen steht ihm offen.

Wenn er einmal was ist, und meine Maria will, und sie ihn, sagte er manchmal bei sich, so können sie einander heirathen, meinertwegen.

Indessen machte es der junge Mann nicht, wie es mancher andere junge Mann bei uns macht, daß er einen unüberwindlichen Abscheu kriege vor dem Sitzen und Studiren, und meint er müsse ihn im Bier ersäufen, und kriegt ihn doch nicht weg, je mehr er trinkt; nein, er setzte sich freudig und ausdauernd an seine Bücher und ließ keinen Tag vergehen, ohne etwas Tüchtiges gelernt zu haben.

Und als er gelernt hatte mit ausdauerndem Fleiße, was ihm zu wissen nöthig war, und er die Prüfung bestanden hatte, welche ihm zu bestehen nöthig war, das Examen, da wurde er Advokat bei dem königlichen Gerichtshofe in Paris; und jetzt hatte er wenigstens ein großes Feld vor sich, sich Verdienste zu sammeln, und Gelegenheit genug auch anderes zu sammeln, was ein tüchtiger Anwalt gut brauchen kann, nämlich Geld, obwohl es an einem Gerichtshofe, wie zu Paris einer ist, der ausgezeichneten Anwälte viele gibt, und ein junger Mann, der noch nicht bekannt, vielweniger berühmt ist, große Mühe hat, bis er einmal bekannt und gesucht wird.

Zu solchem Erwerbe eines tüchtigen Rufes gehört immer eine günstige Gelegenheit, und der junge Advokat, dessen Namen der Hausfreund dem Leser nimmer länger vorenthalten will, er hieß nämlich Julius, hatte schon ein Paar Monate darauf gepaßt, mancher muß noch länger passen, — als sie sich plötzlich in dem Hause seines Pflegevaters von selber einstellte.

Der alte Kapitän, und der Leser soll auch nicht länger mit seinem Namen hingehalten werden, denn er hieß Bertrand, bekam nämlich eines Tages etwas, was er nicht oft bekam, und niemanden gerne empfing, nämlich ein Schreiben auf der Post.

In dem Schreiben stand aber eine sehr wichtige Nachricht und kam dieselbe vom Friedensrichter des Ortes her, wo der Kapitän her war.

Das Schreiben kündigte nämlich dem Kapitän an, daß ein Better von ihm gestorben seye, ohne Hinterlassung von Kindern oder andern Nachkommen oder von Geschwistern, oder Geschwisterkindern oder Geschwister-Kindskindern, oder von Eltern oder Voreltern, aber mit Hinterlassung von einer Million Franken, und er, der Kapitän seye der nächste Verwandte vom Better her, und habe die Hälfte anzusprechen; die andere Hälfte falle auf die mütterlichen A Verwandten des Erblassers.

Der alte Kriegsmann traute seinen Augen kaum, als er das Schreiben zum Erstenmale durchlas. Als er es jedoch zum Zweitenmale durchlesen hatte, und inne ward, daß ihm die 500,000 Franken gewiß seyen, traute er denselbigen und brach in ein fröhliches Donnerwetter aus, und ließ nebenbei den Kaiser leben, obwohl derselbe schon längst verstorben war und den Herr Better selig, den Erblasser, den er im Leben nicht einmal gekannt hatte, und ließ seine Tochter Maria den Brief ebenfalls lesen, damit sie sich desto gründlicher freuen könne, über sein und ihr Glück.

Bald darauf nahm er einen Platz in dem Eilwagen und fuhr in seinen Heimathsort, um das ererbte Vermögen einzuziehen. Aber das gieng nicht so schnell. Die mütterlichen Anverwandten des Erblassers hatten größere Lust zu der ganzen Million, als zur halben, und streuten ihm allerhand Hindernisse in den Weg, und wußten es dahin zu bringen, daß ihm die Erbschaft nicht alsbald ausgefolgt ward.

Mißmuthig kam er nach Paris zurück, und wollte fast nichts mehr von der ganzen Sache wissen, aber sein Pflegesohn Julius ließ nicht ab, ihn zu ermuntern, daß er den Rechtsweg betrete, und sein gutes Recht gegen die habfüchtigen Miterben geltend machte vor dem Richter.

Der alte Kapitän folgte dem Rath seines gesetzeskundigen Pflege Sohnes und überließ diesem die Sache. Du weißt besser damit umzugehen als ich, sagte er.

Voll Hoffnung und Furcht reisete der Jüngling ab, um seinen Pflegevater zu vertreten, bei dem Gerichte, in dessen Bezirke der Heimathsort des alten Kapitans lag, und wo auch die des verstorbenen Betters war.

Er mochte gewinnen oder nicht, so war ihm mit der Freude ein großer Schmerz vorbehalten. Gewann er, so hatte er die Freude, den Mann reich zu sehen, dem er alles zu danken hatte, oder doch sehr vieles, und die kleine Maria, sie war auch kein Kind mehr, konnte alsdann einer glücklichen Zukunft entgegen sehen. Aber eben dieses war wieder sein Kummer, denn obwohl der geneigte Leser bis dahin nichts davon gemerkt, und die Erzählung sorgfältig davon geschwiegen hat, so kann es nicht länger ein Geheimniß bleiben, daß der stille fleißige Julius, die kleine Maria gerne sieht, nicht nur mit brüderlichen Augen, sondern mit wärmern, und daß er vor hat, sie einmal zu ehelichen, wenn er eine Frau ernähren kann, obgleich er ihr kein Wort davon sagt, und sie auch sonst nichts davon merken läßt. Einem Andern hätte das vielleicht keinen Kummer gemacht, der eine Jungfrau zu ehelichen trachtet, und Hoffnung hat, daß sie

ihn nicht verschmäht, wenn sie plötzlich reich wird, und er nur sonst nicht zu fürchten braucht, daß sie sich gerade dadurch von ihm abwendet. Der junge Advokat dachte aber anders. Wenn sie reich ist, und größere Ansprüche dadurch bekommt, dann werb ich nicht um sie. Es soll Niemand meinen, und sie am allerwenigsten, daß ich die fünfmalhunderttausend Franken derathen will; ich will nur das Mädchen, sagte er zu sich in seinem Herzen.

Mit derartigen Gedanken bestieg er den Eilwagen, und sie beschäftigten ihn so sehr, daß er keinen Antheil nahm an der Unterhaltung der andern Passagiere, und nicht einmal hörte, was sie sprachen. Viel mehr malet er sichs aus, wie schön es wäre, wenn er nicht obstege für seinen Pflegevater, und dieser dann sein Schwiegervater würde, und dann wieder sein Pflegegreis. Allein auch dieser Gedanke ward ihm wieder verbittert und verdunkelt, wenn er die Unsicherheit seiner eigenen Zukunft erwog, und die zertrümmerten Hoffnungen zweier Menschen, die er über alles liebte. Und so wogte und wühlte es in seinem Herzen fort und fort. Doch nahm er sich der Sache mit Fleiß und Umsicht an.

In dem Gemüthe des alten Kriegsmannes und der kleinen Maria war es auch nicht anders. Beide schwelbten in banger Erwartung, zwischen Hoffnung, der Vater wegen der Tochter, die Tochter wegen dem Vater.

Es war aber in einem Winterabend, um Weibnachten herum, und der alte Kapitän war in seiner Spannung ausgegangen, einige Kameraden aufzusuchen, und mit ihnen zu sprechen von den alten Zeiten, und Maria saß allein zu Hause, still und nachdenklich, und draußen war es auch Stille, und nur die Seine, die durch Paris fließt, ließ sich rauschend vernehmen, denn das Haus, worin die Familie wohnte, lag an einem Gestade der Seine, und der Hausfreund sagt dies nicht zum Ueberflusse, wie der geneigte Leser bald gewahr werden wird.

Auf einmal pochete es am Thore, und es trat, als aufgemacht worden war, der junge Advokat herein, und sein Gesicht war nicht wie früher, nein, ernsthaft, fast düster.

Wie die Jungfrau in das ungewohnte erste Gesicht des jungen Mannes sah, da hatte sie kaum das Herz ihn zu fragen, was er für Geschäfte gemacht habe, und er bemerkte dies und nahm ihr mit der Antwort die halbe Frage ab. "Nicht wahr, wir haben, hatte das Mägdelein gefragt? und der Jüngling hatte geantwortet: " Gewonnen!

Da fiel dem Mädchen ein Centnerstein vom Herzen, und viele tausend helle Freuden und Hoffnungssterne giengen ihr auf durch den düstern Winterabend,

und ihre freundlichen Augen leuchteten selber fast wie die Sterne.

Das Angesicht des Jünglings aber blieb ernsthaft und schmerzlich, wie zuvor, und zeigte, daß eine stille Betrübniß in seinem Herzen wohnte.

Und er sprach, wie er noch diese Nacht Paris zu verlassen gedenke, um seinen Wohnsitz wo anders aufzuschlagen, ein Paar hundert Stunden weit von der Hauptstadt, und wie er zugleich gekommen seye, ihr Lebewohl zu sagen.

„Und du bist nun reich und glücklich sagte er, und ergriff die Hand der Jungfrau, und die hellen Thränen traten ihm aus den Augen, und nicht wahr, fuhr er fort und konnte das Wort fast nicht herausbringen: Du denkst auch hie und da einmal freundlich an mich!

Die Jungfrau wußte nicht, was sie denken sollte, zu diesem Entschlusse und zu diesen Worten! Und darüber trat der Vater herein.

Der Advokat trat ihm entgegen, verkündete ihm sogleich den errungenen Sieg, und legte ihm zur Bestätigung dieser Nachricht gleichzeitig eine gewichtige Brieftasche in die Hand, und darinnen 500, das Stück zu 1000 Franken, thut 500,000 Franken.

Der alte Kriegsmann durchsah zuerst die Papiere, und fand richtig Banknoten für 500,000 Franken, alsdann schaute er auf das Gesicht des Mädchens, und bemerkte, daß sie weine.

Und es ist jetzt Zeit, daß dem Leser bemerkt wird, daß das Mägdelein den jungen Advokaten auch nicht mit gleichgültigen Augen ansah, und auch nicht mit pflegschweiserlichen, sondern mit warmen, liebenden Augen.

Zuletzt sah der Kriegsmann in des Advokaten Angesicht, aus dem keine Siegesfreude hervorleuchtete; wie der geneigte Leser bereits zu verschiedenen Malen erfahren hat.

Da schrie der alte Herr, erstaunt, daß das glückliche Ereigniß statt Freude zu bereiten, nur Betrübniß verursacht hatte bei den jungen Leuten. Was gibts! Was hats gegeben? Und that ein paar Kernflüche, als ihm keine Antwort zu Theil ward.

Als aber die Jungfrau mit Thränen erzählte, wie Julius, sie alle liebgehabt habe, sie und den Vater, so lange sie nicht wohlhabend gewesen seyen, und nun sie reich seyen, nichts mehr von ihnen wissen wolle, sondern fortreissen, und wie der junge Advokat das letztere bestätigte, und dem Pflegevater für alle Sorgfalt und Liebe schluchzend dankend versicherte, er wolle jetzt sein Glück probiren außerhalb Paris, und zwar noch dieselbe Nacht, da war dies Benehmen Anfangs dem alten Kriegsmann unerklärlich, in den Gesichtszügen seiner Tochter las er aber bald

einen Schmerz, und es ging ihm jetzt ein Licht auf, dasselbe Licht, welches dem geneigten Leser aufgegangen ist, ein Paar Zeilen weiter oben.

Also hieß er den jungen Mann bleiben, denn er habe noch allerhand Geschäfte mit ihm vor, zum Exempel das, daß sie sich noch denselben Abend zum Notarius begeben wollten, um die Eheveredung fertig zu machen, zwischen Julius und Maria.

Aber der Jüngling blieb auf seinem Vorsatz und indem er leidenschaftlich die Verbindung mit Maria ablehnte, damit die Welt nicht sage, er habe das arme Mädchen nicht haben wollen, dagegen das reiche, legte er, ohne es zu wissen, und ohne es zu wollen, das Geständniß seiner großen und heftigen Neigung zu dem Mädchen ab.

Inzwischen hatte der Alte wiederum in der Brieftasche geblättert und dieselbe wieder zugemacht, alsdann hielt er dem Advokaten die Brieftasche vor und sagte: Also ist's nichts anders, was dich von uns treibt, als dies kleine Pünktlein. Wenn dich nichts anders abhält als dies, meine Tochter zu freien, so ist gleich geholfen, und damit riß er das Fenster auf und schleuderte die Brieftasche weit hinein in die tiefe Seine. Dort lag sie gut im Schlamme verborgen, und man hätte hundert Jahre suchen können, bis man sie gefunden hätte.

Eine Ehre ist die andere werth, sagte er zu dem erschrockenen jungen Manne. Kannst du meine Tochter aufgeben, weil sie reich ist, so kann ich dir sie ohne Reichthum anbieten. Eine Banknote, sagte er überdies, habe ich indessen behalten, und hielt sie dem jungen Manne vor. Diese soll verklopft werden an der Hochzeit meiner Tochter. — Uebrigens sagte er zu seinem Pflegsohn, ist's jetzt an dir zu thun, was ein Ehrenmann zu thun hat, in solchem Falle. Damit gieng er zur Stube hinaus, und schlug die Thüre zu, daß alle Fenster im Hause klirrten, wie er zu thun pflegte, wenn er einen Zorn hatte.

Der junge Advokat that was sein Herz und seine Ehre geboten, und er konnte jetzt es um so mehr thun, denn der gewonnene Prozeß hatte ihm Ruf eingetragen, und er war gewiß, daß ihn die Leute suchten. Und nach einigen Wochen war die Trauung. Der Schwiegervater hatte aber in irgend einem Speisehause ein stattliches Hochzeitmahl bereiten lassen, und seine Freunde dazu eingeladen, lauter alte Krieger aus der Kaiserzeit.

Als sie aber am Tische saßen und fröhlich und guter Dinge waren, das jugendlich blühende Brautpaar inmitten den grauen Männern, von denen Mancher mit der Linken das Glas emporhob, weil sein rechter Arm in Aegypten geblieben war, und Mancher nur einen Fuß unter den Tisch streckte, weil er

den andern hatte liegen lassen bei Talavera, da ließ der Brautvater ein Gebäck hereinbringen, einen Kuchen von seiner eigenen Erfindung, wie er sagte, und befahl der Braut, den Kuchen mit eigener Hand anzuschneiden.

Die Braut machte sich sogleich ans Geschäft, aber siehe in dem Kuchen war etwas Hartes, das sich nicht durchschneiden ließ.

Nehme es heraus, schrie der Alte.

Sie that es.

Es war eine neue Briestafche. Schön von rothem Safian, und auf derselben war mit goldenen Buchstaben zu lesen:

Vier hundert neun und neunzig tausend Franken!

In der Briestafche war aber diese Summe in Banknoten, und es waren dieselben, die der Bräutigam für aufgehoben hielt in der Seine. Der alte Kapitän hatte aber nur die Briestafche in das Wasser geworfen, die Papiere hatte er zuerst heimlich herausgenommen und in den Sack geschoben.

So war der junge Advokat überlistet, und wurde recht tüchtig ausgelacht, und ließ sich gefallen, was nicht zu ändern war.

Mancher wäre von Anfang an nicht so heigel gewesen!

Der Herr und der Diener.

Ein junger Graf hatte einen Bedienten. War der Herr lustig und lebhaft, so war der Bediente mürrisch und faul. Einst in der Nacht wachte einmal der Bediente auf, und der Bediente schlief im Zimmer neben dem Schlafzimmer des Herrn, diesmal schlief er aber nicht, sondern lag im Bett und wachte. Hatte er nicht ein halb Pfund Badensteinkäs gegessen im Löwen und hintendrein noch einen Häring und zwei Maas Sechser dazu herausgeknechtelt mit einem Kameraden; denn zum Knöcheln war er nicht zu faul und zum Trinken auch nicht. Aber der Sechser des Löwenwirths vermochte ihm nicht den Durst zu löschen auf die Dauer. Also wachte er auf aus dem ersten Schläfe und suchte nach der Wasserbouteille. In der Wasserbouteille war aber kein Wasser, denn er war zu faul gewesen, sich solches zu holen. Also seufzete er, wie der reiche Mann in der Hölle, nach einem Tröpflein Wasser, und war immer noch zu faul, hinunter zu gehen an den Brunnen, und bequeme sich, lieber Durst zu leiden, bis in den lichten Tag hinein, und dabei überlaut zu manznen und zu jammern nach einem Tröpflein Wasser. Und der Graf hörte sein Seufzen und sein Jammern. Da erbarmte er sich des Bedienten und

ergriff die Schnur an der Schelle, welche in des Bedienten Stube führte, und läutete. Also gieng der Bediente aus dem Bette, und trat in das Schlafgemach seines Herrn und fragte, was er befehle. Der Graf befahl ein frisches Glas Wasser. Der Bediente mußte alsbald die Stiege hinunter, in den Hof, aus dem Hof, der sehr lange war in den Garten, der Rohrbrunnen war hinten im Garten, und kam wieder herauf mit einem Glas Wasser. Als er aber das Wasser brachte, da sagte der Graf: „Da trink jetzt, weil du so argen Durst hast!“

Der Botschafter.

(Mit einer Abbildung.)

An den türkischen Sultan Soliman den Ersten schickte einmal Kaiser Karl der Fünfte, so um die Zeit der Reformation regierte, einen Gesandten ab, einen hispanischen Großen. Der Sultan Soliman war ein stolzer Herr, denn unter ihm hatte das Türkenreich die höchste Stufe seiner Macht erreicht und ward fürchtbar geworden durch gewonnene Schlachten und eroberte Länder. Deswegen ließ der Sultan in der Audienz, in welcher er den Gesandten empfing, diesem keinen Stuhl hinstellen, wie dem Vertreter eines großen Monarchen geziemt hätte. Solches wurnte den Gesandten, also ließ er in der Audienz seinen kostbaren, mit Gold und Edelsteinen verzierten Mantel niederfallen, und setzte sich auf denselben.

Als nun der Gesandte ausgerichtet hatte, was seines Amtes war, und die Audienz beendet war, und der Sultan den Gesandten entließ, da entfernte sich dieser mit Zurücklassung seines kostbaren Mantels. Da winkte ihm der Sultan und bemerkte ihm durch seinen Dolmetscher, daß er seinen Mantel vergessen habe. Der Gesandte erwiederte und sprach: ein Botschafter des römischen Kaisers und Königs von Hispanien nimmt seinen Sitz nicht mit, und wandle den Rücken und verließ den Audienzsaal.

Der Sternkundige.

Im weißen Hof zu Klappenbach war ein Gelehrter abgestiegen, ein Sternkundiger, ein Professor.

Fidel, sagte der Kellner zum Hausknecht unter dem Hofthor, das ist ein Mann, der kann mehr als Brod essen, der kann Sonnen- und Mondsfensternisse voraus wissen!

Wenn's weiter nichts ist, sagte der Fidel, so ist's nicht viel, das kann Jeder aus dem Kalender.



Irthum.

In Klappenbach spielen sie bisweilen Komödie, die jungen Herren und die jungen Frauenzimmer und lassen sich manchmal für's Geld sehen; das Geld, welches erlöset wird, wird aber für die Armen verwendet, und wird allemal, wenn ein solches Komödien-spiel gegeben wird, ein Zettel gedruckt und auf den Zettel: „Für die Armen.“

Einmal kündigten sie wieder eine derartige Komödie an, und ein Kindmägdelein, welches den Zettel auch las und Lust bekam zuzusehen, bat seine Herrschaft um Erlaubniß, auch in das Komödien-spiel zu gehen. Als aber der Herr das Mägdelein fragte, ob sie denn auch Geld habe in die Komödie, da meinte das Mägdelein, das seye nicht nothwendig, man spiele ja für die Armen!

Die Tagesarbeit.

In der Mark Brandenburg oder sonst wo, der Hausfreund will's nicht verrathen, wohnte ein Ehepaar fleißig und thätig, und der Mann hatte nicht einmal genug an seiner Arbeit, und machte sich noch Extra ein Geschäft und prügelte seine Frau jeden Tag vor Sonnenuntergang.

Die Frau gewöhnte sich allmählig an diese Behandlung, obgleich sie dieser Gewohnheit auch sehr leicht würde abgeholfen haben, und hielt in Gottes Namen aus, und zeugete ein Kind mit einander, ein Knäblein, und zogen es auf, so gut es gieng.

Der Bube aber war inzwischen schulmündig geworden, und sah es tagtäglich mit an, wie sein Vater seine Mutter herum schlug aus dem F F, und meinte nach seiner kindischen Beschränktheit, es müsse also seyn, und gehöre zu den Nothwendigkeiten des ehelichen Lebens.

Eines Tages hatten aber Mann und Frau so viel zu thun, daß der Mann gar nicht ans Prügeln kam, und die Frau sich auch nicht geradezu entschloß, denselben daran zu erinnern.

Als sie nun des Abends nach dem Nachteffen zu Bette giengen, und der Mann sein Tagewerk überlegte, und es mit Wohlgefallen und Selbstzufriedenheit überfah und laut aussprach, nun ist doch heute Alles geschehen, was zu thun war; da entgegnete der kleine Bube, welcher auch noch munter war: „Rein Vater, die Mutter hat noch keine Prü-gel gekriegt!“

Der Negerprinz.

In Guinea, die Neger, die Schwarzen sind in viele kleine Stämme vertheilt, welche von einzelnen Häuptlingen regiert werden.

Einem solchen Negerprinzen wurden ein Paar Franzosen, die dorten an der Goldküste gelandet waren, als dem Herren der nächsten Umgegend vorgestellt.

Er saß unter einem Palmbaume, sein Thron war ein Haufen Erde, seine Umgebung bestand aus vier Schwarzen, welche hölzerne Spiere trugen.

Als die Fremden sich ihm näherten, da fragte der schwarze Prinz, wahrscheinlich durch einen Dolmetscher: „Was sagt man von mir in Frankreich?“

Die Antwort, welche ihm die Franzosen geben sollten, wußten sie nicht und der Hausfreund selbst weiß sie auch nicht.

Der Gachser.

In einer Apotheke, oder vielmehr nicht sowohl in der Apotheke selbst, als im Hause des Apothekers war großer Kindtauschmauß und waren viele Gäste da und waren lustig und guter Dinge.

Auf einmal streift der Gehülfe des Apothekers leichenblaß seinen verstärkten Kopf herein und winkt dem Apotheker herauszukommen auf den Ausgang.

Der Apotheker merkt Unrath und geht auf der Stelle hinaus. Was gibts, fragt er den Gehülfen.

Der Gehülfe war aber ein Gachser, und gachste und stotterte nie mehr, als wenn er einen Zorn hatte, oder wenn ihm Jemand einen Schrecken in den Leib gejagt hatte.

Diesmal stotterte er aber mehr, als jemals. Da fiel dem Apotheker ein, daß Leute, welche mit dem Fehler des Gachsens behaftet sind, nur stottern, wenn sie sprechen, nicht aber, wenn sie singen. Im Singen kann Niemand stottern. Also sprach der Apotheker heftig und voll Besorgniß zu dem Provisor: „Singen Sie!“ Dieser ließ sich nicht zweimal sagen, und sang nach der Weise des Jungfernkranzes, wer ihn kennt, mit heller Stimme:

Der Spiritus im Keller brennt,

Und Alles steht in Flammen!

Item: der Brand wurde wieder gelöscht, aber nicht ohne große Mühe.

Die Verwechslung.

In London war einmal ein berühmter Kanzleirechner, mit Namen Horne. Wo dieser Mann predigte, da waren die Kirchen allemal gesteckt voll, und

man mußte noch vor dem ersten Zeichen kommen, wer noch einen Platz bekommen wollte.

In einer Stadt, die mehr Bewohner hat, als das ganze Großherzogthum Baden, gibt es viele Kirchen, und die Engelländer halten noch etwas auf's Kirchengenhen und Sabbathfeier, und der Prediger Horne predigte nicht immer in der nämlichen Kirche, sondern in verschiedenen, weil die ganze Stadt sich an feinen Riden erbaute, auf daß ihn Jedermann hören könne.

An einem Sonntage kurz vor oder nach Trinitatis aber hatte der Prediger Horne es übernommen in der JohannisKirche zu predigen. Da er aber überaus viel zu thun hatte und viel las und studierte, so geschah es ihm, wie allen Gelehrten, daß er zerstreut ward und hier und da etwas vergaß.

Als nun der Sonntag herankam, an welchem er predigen sollte in der St. JohannisKirche, und die Stunde der Predigt herannahete, da machte er sich auf den Weg, begab sich aber nicht in die Kirche zu St. Johannes, sondern vielmehr in seiner Zerstreung in die Paulskirche, allwo er sehr oft zu predigen gewohnt war.

Als er in die Sakristei kam, war schon ein Geistlicher da. Dies fiel ihm jedoch nicht einmal auf. In London sind so viele geistliche Herren, daß nicht jeder den andern kennt. So gieng es auch diesen beiden, sie kannten einander persönlich nicht. Dessen ohngeachtet, stengen sie mit einander zu sprechen an, nachdem sie sich gegenseitig die Zeit geboten hatten.

Ich werde heute nicht viel Zuhörer bekommen, sagte der Andere, so schon vorher in der Sakristei war. Und warum nicht, frug der berühmte Prediger Horne den Andern:

Da erwiderte der Andere: „Weil heute der berühmte Horne in der JohannisKirche predigt, und halb London auf den Beinen ist, um ihn zu hören.“

Da fiel dem hochwürdigen Herrn Horne auf einmal ein, daß er die Kirchen mit einander verwechselt hatte in seiner Zerstretheit, und er bemerkte dem Andern ganz gelassen:

„So, da muß ich auch dabei seyn!“
Und damit empfahl er sich, und eilte in die St. JohannisKirche, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er zu spät gekommen.

Der englische Schiffsjunge.

(Mit einer Abbildung.)

Zu einer Zeit, als die Franzosen und Engelländer Krieg führten mit einander, was schon oft vorgekommen ist, und viele Leser des rheinländischen

Hausfreundes es auch schon erlebt haben. Da fuhr ein schönes engelländisches Handelschiff, voll kostbarer Waaren, aus einem morgenländischen Hafen Engelland zu. Und der es führte, ein Quäcker, rechnete schon aus, was sich für Gewinn ziehen lasse aus der reichen Ladung. Ein Quäcker darf Schiffe führen und Handel treiben, aber Waffen darf er keine tragen und Krieg darf er nicht führen, deswegen war das Schiff wohl stark bemant, aber mit keinerlei Geschütz und Waffenvorrath versehen, gegen irgend einen Feind. Solches aber war zu solcher Zeit gefährlich, denn überall segelten französische Kriegsfahrzeuge herum, größere und kleinere, und machten kurzen Prozeß mit den englischen Kaufschiffen, wenn sie eines einfingen.

Der Quäcker aber vertraute auf seinen Glückstern und siehe, Wind und See waren ihm gewogen, und kein Unfall hatte ihn getroffen, und kein feindliches Segel hatte sich gezeigt, und schon war er nicht mehr ferne von dem brittischen Seehafen, in welchen er einzulaufen gedachte, und seine Waaren abzusetzen, da wuchsen leichte Segel aus den Meereswellen hervor und es nahete ein französisches Kriegsfahrzeug, und segelte pfeilschnell vom Winde unterstützt dem englischen Kauffahrer nach.

Der Quäcker that alles, was ein tüchtiger Seemann thun kann, um seinem Feinde zu entweichen, aber der Wind blies frisch in die französischen Segel und es war bald keine Hoffnung mehr vorhanden, ungefährdet in den sichern Hafen zu gelangen.

Die Quäcker dürfen nicht lamentiren und spektakeln, nein, ihr Glaubensbekenntniß schreibt ihnen vor, alles mit Ruhe und Ergebenheit hinzunehmen, was ihnen etwa vorkommt im Leben. Also gieng der Schiffsführer, wie er sah, daß sein Schiff nicht mehr zu retten war, ruhig und ergeben in sein Geschick, hinunter in die Kajüte, zu erwarten, was da kommen wollte.

Aber der liebe Gott hatte ihm ein Werkzeug der Rettung mitgegeben, dessen er sich nicht versehen hätte, und dies Werkzeug der Rettung war der Unbedeutendste im Schiffe, der Schiffsjunge, Carl Wager, obwohl etwas anders in ihm saß, nämlich ein berühmter Seemann und Admiral.

Carl Wager, als er sah, daß der Schiffsführer sich still hinunter begab in seine Kajüte, schlich demselben nach, und fragte ihn, ob keine Rettung möglich seye. Der Schiffsführer versicherte ihn, es seye keine möglich. Da gieng Carl Wager wieder hinauf, auf das Verdeck, wo die Schiffsmannschaft sich befand, und versammelte dieselbe um sich, und verkündete den Seeleuten den Ausspruch des Befehlshabers und eröffnete ihnen, daß er ein Mittel kenne,

se zu retten, wenn sie ihm vertrauen wollten, und ihm helfen seinen Plan ausführen.

Die Schiffsteleute aber, als sie den ruhigen Muth des Schiffsjungen wahrnahmen, und die feste Entschlossenheit, die aus seinen Augen blizte, ließen sich nicht irren von seiner Jugend, und sagten ihm willig ihre Beihülfe zu, zu seinem Plan.

Den Plan erfährt der geneigte Leser nicht so gleich, sondern etwas weiter unten; wenn er ausgeführt wird, und sieht es gleichsam selbst mit an, wie er zur Ausführung kömmt.

Inzwischen kam das französische Kriegsschiff herangefegelt, pfeilschnell, mit gutem Wind, und sah keinen Widerstand, obwohl sich die Mannschaft auch nicht viel daraus gemacht hätte, denn der Franzose ist noch zu jeder Zeit muthig und tapfer gewesen, und scheut keine Gefahr, nein, er geht freudig ihr entgegen.

Diesmal war aber nicht einmal eine Gefahr zu bekämpfen, uein, die Franzosen sahen, daß keine Kanone aus irgend einem Luchloche des Kauffahrteischiffes hervorguckte, und keiner der engelländischen Schiffsteleute mit irgend etwas versehen war, zur Ge- wehr.

Also legten sie ihr Schiff an das englische Schiff an, und befestigten beide Schiffe mit Hacken und Lauen, so nennt man die Schiffseise, an einander und sprangen, lustig über einen so reichen Fang, singend und jubelnd auf das erbeutete Fahrzeug hinüber. Weil auch im Entferntesten kein Widerstand zu befürchten war, hatten sie Wehr und Waffen auf ihrem Kriegsschiffe zurückgelassen, deswegen giengen auch fast alle Franzosen auf das englische Schiff hinüber und sahen sich allenthalben auf demselben um.

Das hatte Carl Wager erwartet. Jetzt gab er seinen Leuten ein Zeichen und sprang im Nu auf das feindliche Schiff hinüber, mit ihm die ganze englische Mannschaft. Schnell wurden die wenigen französischen Wachen übermannt, denn sie versahen sich eines solchen Ueberfalles nicht, und die vorhandenen Waffen ergriffen, ebenso schnell wurden von andern die Lauen durchhauen, welche beide Schiffe aneinander hielten, und jetzt trat Carl Wager an das Steuer des französischen Kriegsschiffes und lenkte es ein wenig ab von dem englischen Kauffahrteischiffe, worauf jetzt die Franzosen waren, und jetzt gebot er den Franzosen mit lauter Stimme, das kleine englische Schiff willig nachzuführen, ansonst er sie mit demselben zusammenschießen werde.

Diese Drohung war nicht aus der Luft gegriffen, und kein bloßer Schreckschuß, denn das französische Schiff war gut mit Kanonen versehen, und die Kanonen waren scharf geladen, noch von der Besatzung der Engelländer her.

Also mußten die Franzosen der Weisung folgen, obwohl sie es mit großer Niedergeschlagenheit thaten, denn es ist kein Spaß, so plötzlich von der Eroberung und dem Siege zurückzufallen in die Gefangenschaft der Besiegten.

So führte Carl Wager seine Leute in den nächsten brittischen Hafen. Es konnte nicht fehlen, daß seine kühne That von Mund zu Mund verbreitet ward, und allgemein bewundert. Dabei blieb es aber nicht, sondern der muthige Schiffsjunge ward in den königlichen Dienst genommen, und erhielt gründlichen Unterricht in Allem, was ein tüchtiger Seemann braucht, nicht nur um auf einem Kriegsschiffe zu dienen, sondern anzuführen und zu leiten, nicht nur ein Schiff, sondern eine ganze Flotte.

Der Leser aber weiß schon von oben her, daß die Kosten, die man an ihn verwendet hat, nicht vergeblich waren, nein, daß er berühmt geworden ist, als Admiral.

Der Wahrsager.

Schon manches Jahr vorher, ehe sich abergläubige Leute die Karte schlagen ließen, hat der Aberglaube Wahrsager und Zeichendeuter gefüttert. Manchmal traf eine Prophezeiung ein und vermehrte den Ruf und das Einkommen derer, von denen sie ausging.

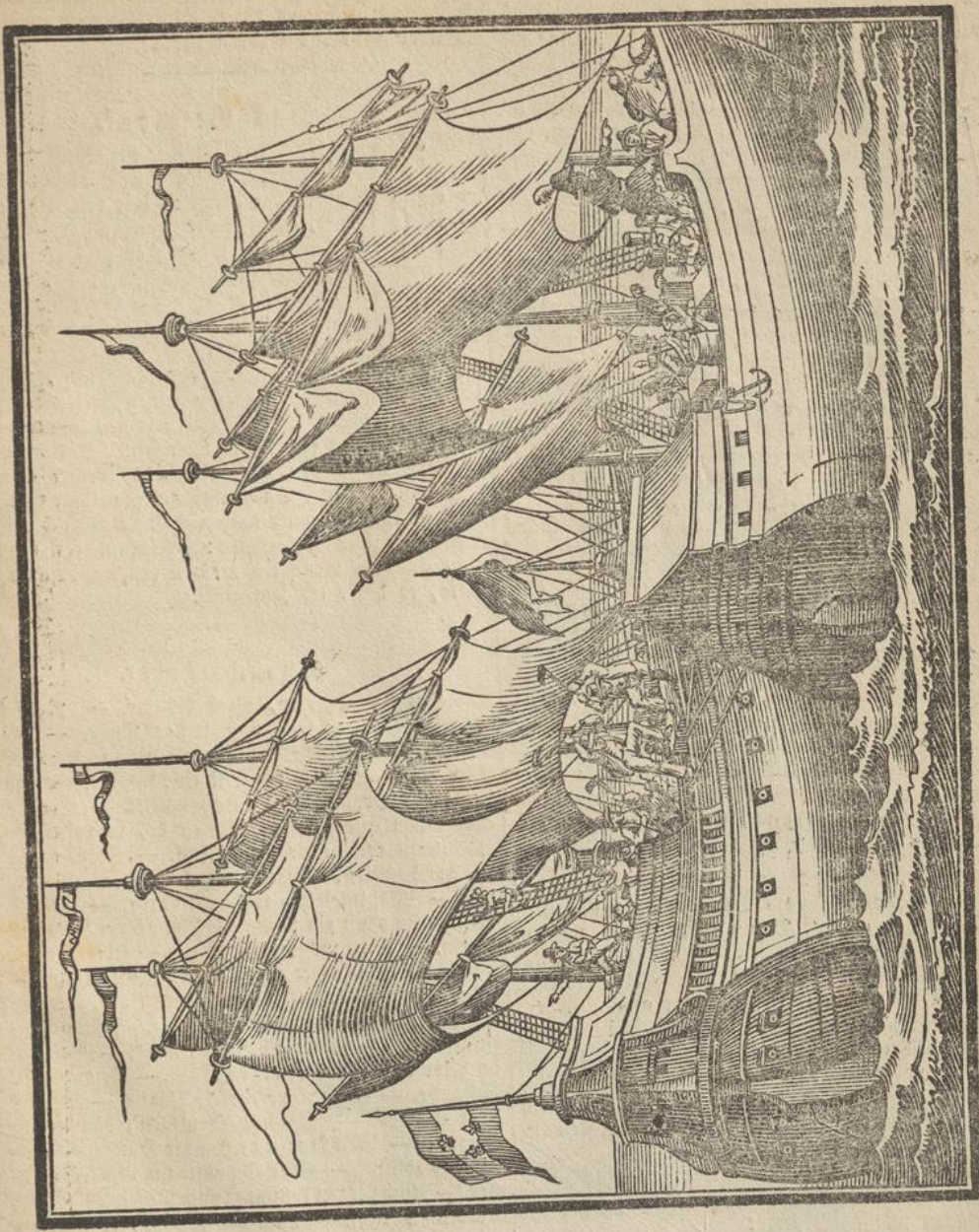
Einmal unter König Ludwig dem Eilften dieses Namens wäre es einem Wahrsager fast übel aufgefallen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hat. König Ludwig der Eilfte dieses Namens, war ein gewalthätiger Fürst und regierte in Frankreich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

Dieser König sah eine Dame in Paris sehr gerne, obgleich sie seine Gemahlin nicht war. Die Dame war sehr besorgt für ihr Leben und ließ einen Wahrsager kommen, einen Zeichendeuter, auf daß er ihr weissage, wie lange sie noch lebe. Der Wahrsager setzte die Zeit auf acht Tage, und, wahrscheinlich aus Schrecken über diese Weissagung starb die Dame wirklich acht Tage nachher.

Darüber bekam der König Ludwig der Eilfte eine solche Wuth, daß er den Wahrsager zu sich entbot, in der festen Absicht, ihn umbringen zu lassen. Er befahl deswegen einigen seiner Leute an das Fenster zu stehen, und den Zeichendeuter hinunter zu werfen, wenn er ein gewisses Zeichen geben würde.

Als der Wahrsager vor dem Könige stand, da forderte ihn dieser auf, weil er so gut des Lebens Dauer anderer Leute bestimmen könne, auch ihm zu sagen, wie lange er leben werde.

der Stellung
übergehenden
plötzlich von
ausfallen in die
Reute in den
nicht fehlen, in
Wand verthe
Dabei sind
Schiffsjunge
men, und ein
was ein thätig
auf einem Kr
en und zu le
ganze Flotte
n oben her, d
hat hat, nicht
umt geworden
et.
sche sich ab
m, hat der
gefüttert. Man
d vermehren
in denen sie
Eliten die
sich abel an
Papst getrie
s Namens, w
in Frankreich
en Jahrhund
in Paris se
nicht war. D
en und sich em
ruter, auf die
e. Der W
and, w
Nagung stand
wieg der
agee zu sich
ungen zu las
eute an das
hinunter zu
orden würde
önige stand,
gat des Le
te, auch ihm



Der Zeichendeuter merkte, wie viel Uhr es war, denn er kannte den König Ludwig den Elften. Er faßte sich aber, und sprach ganz unerschrocken:

„Herr, wenn meine Kunst nicht gänzlich lügt, so werde ich drei Tage vor Eurer Majestät zu meinen Vätern versammelt werden!“

Wie das der König vernahm, wurde er sehr bestürzt, und gab das Zeichen zum Hinabwerfen des Zeichendeuters nicht, sondern entließ ihn vielmehr wieder in Gnaden.

Die Gewohnheit.

Ein sehr sanftmüthiger Mann hatte ein sehr böses zänkisches Weib, die ihm den ganzen Tag mit Schimpfen und Schelten das Leben sauer machte. Da er aber sehr geduldig war, so nahm er es eben hin. Ich kann's doch nimmer anders machen, sagte er bei sich selbst. Als aber eines Tages die Frau sich selbst überbot an übler Laune und unartigen Redensarten und groben Schimpfworten, da wurde er doch des ewigen Scheltens und Schreiens satt, und sagte: „Du bist das ungattigste Weib, das je die Sonne beschienen hat!“ Als die Frau dies hörte, wollte sie fast verzweifeln und aus der Haut fahren, und machte einen Lärm, daß die Nachbarn die Köpfe zusammenstießen, ob sie gleich das Geschrei des zänkischen Weibes gewohnt waren. Da fragte der sanfte und geduldige Mann, wie magst du wegen einem einzigen Borwurfe so vielen Lärmen machen, so ich doch den ganzen Tag deinen Tadel hören muß, und dabei ruhig bin. Das ist's eben erwiederte die Frau, du bist meine Grobheiten schon gewohnt, ich aber die deinigen nicht.

Die Begegnung.

Der Zirkelschmid von Brassenheim war eines Tages bei Geld, also gieng er in den Adler, vom Adler in den Schwanen, vom Schwanen in den grünen Baum, von grünen Baum in den Dachsen. Am Dachsen aber hielt ein Bernerwägelein, und ein harter Mann stieg ab, der war klepperdürr, also daß es schien, als habe er nur noch Haut und Knochen.

Als der magere Mann in die Wirthsstube trat, da taumelte ihm der Zirkelschmid entgegen, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er ihn ungerennt. Da sprach der fremde, magere Mann zu dem Zirkelschmid: „Landsmann, Ihr habt zu viel getrunken, wie es scheint.“

Der Zirkelschmid, welchem seine Zunge noch besser parirte, als seine Füße, maß den Fremden mit klaren Augen und antwortete:

„Und Ihr habt zu wenig gegessen, wie es scheint.“

Der Zirkelschmid ist um keine Antwort verlegen, besonders wenn er einen Stich hat; dießmal hatte er aber mehr als einen Stich.

Das Geschenk.

Ein wohlgekleideter Mann, ein Kaufherr, gieng eines Abends spazieren. Auf der Straße begegnete er einem Knaben, der grübelte mit den Fingern im Gräblein herum, und heulte ganz erbärmlich. Da frug ihn der Kaufherr, warum er also weine, und das Büblein erzählte ihm schluchzend, daß es einen Groschen bekommen habe, von der Großmutter, und ihn habe fallen lassen in das Gräblein und finde ihn nicht mehr heraus aus dem Moraste. Der Herr aber that das Schnupstuch von der Nase weg, denn er hatte sie zugehalten, und zog seinen Perlenbeutel heraus und reichete dem Büblein einen andern Groschen, damit es sich tröste über seinen Verlust. Das Büblein nahm den Groschen und heulete noch ärger, denn zuvor. Da fragte der Kaufherr das Büblein, warum es immer noch weine. Das Büblein aber erwiederte ihm schluchzend: Warum soll ich denn nicht greinen, wenn ich meinen ersten Groschen noch hätte, so hätte ich jetzt zwei.

Sprichwörter.

Junger Spieler, alter Bettler. — Noth lehrt beten. — Jeder sege vor seiner Thür. — Guter Muth, halbe Arbeit. — Wie gesäet, so geschnitten. — Wer Pech angreift, besudelt sich. — Kleider machen Leute. — Ordnung hilft Haushalten. — Ein Schelm macht den andern. — Rastest du, so rostest du. — Hochmuth kommt vor dem Fall. — Jedes Haar hat seinen Schatten. — Ein Habich ist besser als ein Hätich. — Wohl gelebt, wohl gestorben. — Der Fuchs weiß mehr denn ein Loch. — Bei gutem Wind ist gut segeln. — Rede wenig, höre viel. — Gelegenheit macht Diebe. — Was Gott thut, das ist wohlgethan. — Ein Mann, ein Wort. — Je höher der Berg, je tiefer das Thal. — Abends wird der Fauler fleißig. — Feuer fängt mit Funken an. — Sauer sehen hilft nicht. — Wenn nichts im Wörfer ist, gibts großen Lärm. — Armuth ist keine Schande. — Viele Köpfe, viele Sinne. — Keine Rose ohne Dornen. — Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde. — Den Letzten beißen die Hunde. — Gedanken sind zollfrei. — Eine Schwalbe macht keinen Sommer. — Nach Regen kommt Sonnenschein. — Alte Wunden bluten leicht. — Wie das Haupt, so die Glieder.

Freie Antwort.

Einen französischen Offizier, welcher an das kaiserlich königliche Hoflager zu Wien gekommen, fragte die Kaiserin Maria Theresia, ob er eine gewisse Prinzessin, welche er erst vor drei Tagen gesehen hatte, nicht auch für die schönste Person auf dem Erdboden halte. Der Offizier erwiderte der Kaiserin, welche selbst durch Anmuth, Würde und hohe Schönheit ausgezeichnet war, noch gestern habe er die besagte Frau für die schönste Frau gehalten.

Auch gut!

Nach Klappenbach kommt jeden Winter ein fremder Tanzmeister, ein Franzos und gibt Tanzstunden im Köflein und geigt dazu.

Der Sekretarius des Grafen v. Immelsack, welcher damals in der Nähe von Klappenbach wohnte, nahm auch Theil an der Tanzschule, und hatte sehr dünne unscheinbare Füße.

Auf einen dieser Füße trat ihm einmal des Köflewirths Sohn, der Herr Carl, er ist jetzt in der wälschen Schweiz.

Der Sekretarius gerieth darüber in einen Zorn, und sagte: Herr Carl, nehmen sie sich ein andermal mehr in Acht; ich habe meine Füße nicht gestohlen.

Darauf antwortete der Herr Carl: „Das glaube ich wohl, sonst hätten sie ein Paar bessere genommen.“

Der junge Dieb.

Ein Bürschlein auf dem Lande irgendwo hatte Lust zum Stehlen, aber glücklicher Weise kein Geschick. Also stahl er, ward erwischt und bekam von dem Hausherrn Riese. Er stahl bald darauf an einem andern Ort, ward wieder abgefaßt, und bekam ebenfalls von dem Bestohlenen eine ordentliche Tracht Prügel. Als die Prügel verkauft waren, stahl er an einem dritten Ort. Er ward auch hier ertappt, und ward auch hier tüchtig durchgewichset.

Bitterlich weinend ging er heim, und sagte für sich: Rein, es ist, als wenn es nicht seyn sollte.

II. Abtheilung.

Von der Gesundheit der nützlichsten Hausthiere.

(Schluß.)

Ohne Reinlichkeit in den Ställen kann weder die Haut rein erhalten werden, noch eine gesunde Luft in denselben seyn. Um aber für Reinlichkeit und gesunde Luft sorgen zu können, müssen die Stallböden so eingerichtet seyn, daß die Jauche freien Abfluß hat, und wenigstens im heißen Sommer durch Abspülen aller Geruch entfernt werden kann. Offene Rinnen passen am meisten hiezu. In den sogenannten Dohlen fest sich gerne Morast an, der immer eine üble Ausdünstung im Stalle verursacht. Abtritte in den Ställen oder in solcher Nähe, daß man ihre Ausdünstung im Stalle riechen kann, sind sehr ungesund und es hatte diese einzige Ursache schon viele gewöhnliche und auch schon Seuchkrankheiten zur Folge. Dunghaufen und Güllelöcher, die so angebracht sind, daß deren Ausdünstung in den Stall dringen kann, verunreinigen ebenfalls die Stallluft, und wer es anders machen kann, thut sehr gut daran. Der an vielen Orten herrschende Gebrauch, den Dung Bodenlang im Stalle zu lassen und immer wieder neue Streue auf denselben zu werfen, um, wie diese Leute meinen, mehr und besseren Dung zu gewinnen, ist eben so wohl der Reinlichkeit als einer gesunden Stallluft hinderlich, und entspricht überdies in Bezug auf Dunggewinnung seinem Zwecke nicht. Den Dung jeden Tag ein bis zweimal auf die Dungstätte gebracht, daselbst gehörig verlegt und von Zeit zu Zeit mit Güllewasser übergossen, macht nicht nur den vorhandenen Dung sehr gut, sondern es kann auf diese Art jede Art von Streue und verschiedene andere Abfälle zu gutem Dung umgeschaffen werden.

Dem Hausfreund thut es recht leid, sieht noch ganze Orte und viele Höfe anzutreffen, in denen die Dungstätte und das Gülleloch im Stall zu seyn scheinen, und wo man nur äußerst selten geordnete dem Zweck entsprechende Dungstätten, und noch seltener Behälter für das so kräftig düngende Güllewasser antrifft, während letzteres die Höfe und Wege verunreinigt und dem Wanderer nicht nur die Schuhe beschmutzt, sondern auch das Leder derselben verdirbt, die Luft ganzer Gemeinden mit schädlichen Dünsten schwängert, und so den Keim zu vielen Krankheiten legt. Reinlichkeit der Ställe und der Hoftraithen ist schon an und für sich das beste Mittel um auch die Luft rein zu erhalten, und eine reine und gesunde Luft ist der Gesunderhaltung der Thiere eben so nöthig als dem Menschen. Wenn du also, lieber Leser, durch dein Prüfungsorgan, nämlich durch deine Nase üble Gerüche im Stalle deiner Thiere wahrnimmst, so ist es nöthig den Stall und die Luft zu reinigen und diese der Gesundheit schaden den Dünfte fortzuschaffen, schon bei diesem Geschäft die Spinnweben gar nicht, denn diese dienen in Ställen nur als das Wappen der Unreinlichkeit.

Licht ist ein Mittel was die Luft rein erhält und die Gesunderhaltung auch an und für sich insbesondere aber deshalb sehr fördert, weil in hellen Ställen jede Arbeit, wie z. B. das Reinigen der Thiere und des Stalles, das Füttern, Melken, Angeschirren mit Pünktlichkeit vollzogen werden kann, während in dunklen Ställen Vieles vernachlässigt wird. Ueberdies ist das Licht ein vorzügliches Stärkungsmittel für den Körper, nur hüte man sich, Pferde so gegen eine weiße Wand zu stellen, daß grolles Sonnenlicht auf diese einfallen, und

durch Küchprellen (Nessler) den Augen wehe thue, ja wirkliche Blindheit erzeugen kann.

Nahrung. Die jeder einzelnen Gattung unserer Hausthiere gewöhnlichste Nahrung ist überall bekannt, ich will daher den Leser nicht mit Sachen die er so gut, vielleicht noch besser kennt als ich, belästigen, sondern bloß einige unerlässliche Gesundheitsregeln anführen.

1) Halte, so viel es in deiner Macht steht, die Zeit des Fütterns und des Tränkens pünktlich ein.

2) Sorge für gesundes, kräftiges und auch immer für den nöthigen Vorrath Futter; suche dies gut zu erhalten und gebe beim Füttern nie zu viel auf einmal, damit nichts verborben werde.

3) Gehe vom Dürrfutter zum grünen, oder von diesem zum dünnen nicht auf einmal über, sondern nach und nach, meibe überhaupt so gut als möglich, jeden schnellen Futterwechsel.

4) Halte deine Futtermagazine rein und dulde insbesondere kein Fiebervieh in denselben.

5) Zum Futtermagazin für grünes Futter sind kellerähnliche, somit im Sommer kühle Räume, am geeignetsten, weil es sich überläng lange frisch erhält. Wer einen solchen Raum nicht hat und es nicht machen kann, der lege das Grünfutter an luftige schattige Orte und Sorge dafür, daß es weder weß werden, noch ins Gähren gerathen kann. Welches und gährendes Futter sind gleich schädlich. Beides kann verhindert werden, wenn das Futter immer so frisch als möglich versüßert und zu einer spädlichen Tageszeit nach Hause gebracht wird.

6) Ausgehungerten Thieren darf, so lange ihr Magen nicht mit etwas trockenem, stengeligen, oder dürrern Futter angefüllt ist, nie sehr saftiges Futter, wie junger Klee, Rübsen, u. d. g. gegeben werden, weil sonst das sogenannte Aufblähen entsteht. Mit dieser Vorichtsmaßregel kann dieser gefährliche Krankheit am besten vorbeüht werden.

7) Alles Wurzelfutter muß vor dem Füttern gewaschen und fein verholzen werden. Ob man die Grundbirnen roh oder gekocht füttern soll, richtet sich nach dem Aufwand an Brennmaterial. Wer solche ohne besondere Kosten kochen kann, thut gut, weil gekochte Grundbirnen etwas besser füttern als rohe. Wer aber die Kosten für die zum Kochen nöthige Feuerung zu scheuen hat, der kann dieses allen Thieren gesunde und kräftig nährnde Futter auch roh füttern.

Wenn die Grundbirnen im Keller feimen und belzig werden, so geht nicht nur viel von ihrem Nahrungsgehalt verloren, sondern sie werden auch nach und nach unverdaulich. Diefem vorzubeugen gibt es zwei Wege. Man schneidet nämlich nach vorherigem Waschen die Grundbirnen in kleine Stücken zusammen, trocknet diese entweder an der Sonne oder im Backofen, und bewahrt sie sodann auf dem Speicher oder an einem ähnlich trockenen und luftigen Ort zum Gebrauch auf. Die zweite Art besteht darin, daß man das Quantum Grundbirnen, was man zu füttern gedenkt, zumal kocht, in Fässer einstampft, nach Art des Sauerkrauteinmachens, schichtenweise einfaßt und dann im Keller zum Gebrauch aufbewahrt. Die erste Art eignet sich am besten für widerkauende Hausthiere und das Pferd, und die letzte am besten für das Schwein. Auf die erste Art können Grundbirnen 2 bis 3 Jahre gut erhalten werden, was um so nützlicher für den Landmann ist, als er dann in fegekreichen Jahren, wo diese Erbsucht sehr wohlfeil ist, einen Vorrath an Viehfutter auf längere Jahre sich schaffen kann.

8) Das Salz (Kochsalz) bildet beim Menschen die Würze der Speisen, bei Thieren ist es ein die Verdauung stär-

kendes Mittel und muß eben daher, weil es hier arzneiliche Kraft äußert, vorsichtig gegeben werden. Das Pferd soll nur in der Härungszeit und auch hier höchstens 2 Loth täglich erhalten. Dem Rindvieh darf wöchentlich 2—3 mal und sohen Thieren die in der Mastung stehen, täglich 1—4 Loth Salz gegeben werden. Das Schaaf erhält es mit Kleien und gewürzigen Pulvern als Lecke und das Schwein darf in jedem Futter Salz erhalten. — So nützlich das Kochsalz zur gehörigen Zeit und in nicht zu großem Quantum gegeben, auf Beförderung der Verdauung und somit auf das Gedeihen des Körpers, insbesondere aber auch auf Schönheit der Haare und Feinheit der Haut sich äußert, eben so schädlich wirkt es im Uebermaß und zu oft gegeben.

9) Getränke. Eben so nothwendig als Luft und Nahrung zur Erhaltung des thierischen Körpers sind, eben so nothwendig ist ihm das Getränk. Es erwidert das genossene Futter und trägt deshalb viel zur guten Verdauung bei. Es erfrischt und verblümt das Blut und die übrigen Säfte, befördert dadurch ihren Umlauf, schützt vor Verschleimung, erhält die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der festen Theile, befördert die Abs- und Aussonderung und unterstützt alle zur Erhaltung des Lebens nöthigen Körperverrichtungen.

Für das Pferd und die widerkauenden Thiere ist frisches Quellwasser das beste Getränk, wenn nicht kränkliche Zustände oder auch eine löbliche Sorgfalt nach dem Zungmachen Mehl- oder Kleienwasser ertheischen. Angebrühtes und Spüllicht, Molken, Milch u. dgl. werden dem Schwein mit Nutzen gegeben. Nur hüte man sich altes Spüllicht, was in dem sogenannten Spüllichtständer, oft nicht nur die saure, sondern manöhmlich sogar die faulichte Gährung erreicht hat, als Getränk zu gebrauchen. Es würde jeder Landmann wohl thun, gar keinen Spüllichtständer zu halten, und das Spüllicht, was nicht frisch verbraucht werden kann, geradezu auf den Düngerhaufen zu schütten. Der Dung wird durch die fetten und salzigen Theile des Spüllichts verbessert, die Verdauungswerkzeuge der Thiere werden aber durch zu altes, schlechtes Spüllicht immer verborben. Viele Landwirthe sind der Meinung, daß bei milchgebenden Thieren die sogenannte Tränke, ein aus angebrühtem Mehl-, Kleien-, Grundbirnen- und Spielwasser bestehendes Geschläp, die Milchabsonderung befördere. Die Nahrungstheile dieser Tränken liefern, trocken gegeben, eben so viel Milch und dann ist das hierauf folgende frische Wasser dem Körper und der Verdauung weit zuträglich und gesunder als fettes und fettschleimige Getränke, weil diese, größeren Thieren gerne Verdauungsbeschwerden verursachen und den Appetit schwächen. Es möchte sogar für die Gesunderhaltung der Schweine von wesentlichem Nutzen seyn, wenn man auch diesen die Nahrung ungelüskelt trocken füttern und sie nach jedem Futter mit frischem Wasser tranken würde. Daß die bisherige Fütterungsart wohl die Mastung, nicht aber die Gesundheit dieser Thiere befördere, bekämpft das viel kräftigere und gesündere Wildschwein. Es liegt dieses wohl in der Natur der Sache, aber die liebe Gewohnheit und das herkömmliche Kögen, Sieben und Kühseln an der Thierernahrung, ist uns Menschenkindern zur zweiten Natur geworden, weil wir immer und immer verbessern wollen, und hiebei weniger die Natur, als unsere Idee zu Rathe ziehen. Sorgfältiges Einhalten der Zeit ist beim Tränken eben so nöthig, als beim Füttern. Saufenlassen bei erhitztem Körper, ist schädlich und kann verschiedene Krankheiten verursachen. Aber nicht weniger schaden die Qualen des Durstes, weil hiedurch eben sowohl die Verdauung leidet, als verschiedene Körpertheile so zu sagen eintrocknen, und die Säftemasse dicker und schleimig zu werden beginnt und hieraus

Schleim-, Gallen- u. Nervenleber, Milzbrand, passiv-Hinterleibs-entzündung, überhaupt sehr tödtliche Krankheiten entstehen. Gebe darum deinen Thieren frisches gesundes Wasser zur Genüge, es ist dieses nicht nur ein vorzügliches Nahrungsmittel, sondern es hat auch die Eigenschaft vielen Krankheiten vorzubeugen, und wirkt weit kühlender, als dies die Mittel thun, die du für dein Vieh zu kaufen aus Unkenntniß dir angewöhnt hast.

Die seit vielen Jahren unter den Schweinen herrschende Krankheit entsteht besonders gerne in solchen Ställen, wo man diese Thiere Durst leiden läßt. Gar mancher Landmann lief ängstlich in die nächste Apotheke, um irgend ein Mittel gegen diese Krankheit für sauer erworbenes Geld zu kaufen, während er das ihm überall zu Gebot stehende und am meisten kühlend wirkende frische Wasser nicht beachtete, die Futtertröge seiner Schweine ordentlich austrocknen und diese Thiere dem brennendsten Durst überließ. — Futtertröge mit Zapfen gleich den Brunnenrögen, um sie von Zeit zu Zeit ausspülen und besonders an heißen und warmen Tagen nach geschickener Fütterung mit frischem Wasser füllen zu können, haben noch den weiteren Vortheil, daß sie ganz rein erhalten werden können.

10) Bewegung ist zur Gefunderhaltung der Thiere nöthig, um die Muskelthätigkeit zu stärken und die Gelenke vor Steifigkeit zu schützen. Sie befördert die Thätigkeit aller Körperverrichtungen und ist daher besonders in der frischen Luft und in Gottes freier Natur ein die Gesundheit förderndes Mittel, was keinem der Hausthiere entzogen werden sollte. Nicht umsonst hat es der liebe Gott so eingerichtet, daß die Thiere schon nach der Geburt nicht nur laufen, sondern gleich hüpfen und springen können. Es ist gleichsam, wie wenn das muntere Füllen, das liebe Lämmlein und das Laub durch das Lecken der Mutter abgetrocknete Kalb durch lustiges Hüpfen und Springen die Freude ihres Daseyns zu erkennen geben wollten. Wer sah nicht schon das muntere los und frei gewordene Pferd raschen Laufes seine Bewegungskraft probiren, die es schon so lange unternach Menschen und nicht nach seinem eigenen Willen üben konnte? — Auf der Weide und bei den wilden Thieren, auch an uns Menschen, mit einem Worte überall finden wir von der Natur vorgezeichnet: Bewegung ist jedem thierischen Körper zur Gefunderhaltung notwendig. Und wie oft wird gegen diesen Wink der Natur so grob gesündigt? Wie manche Thiere kommen Wochen, Monate, ja Jahre lang gar nicht aus dem Stalle, nicht von dem verstopften engen Raum hinweg in den sie gebunden sind? — Besonders geschieht dies bei Milchgebenden und bei Thieren die gemästet werden, um mehr Milch zu gewinnen oder das Fettwerden zu begünstigen. Der erste Zweck wird nur unvollkommen und der zweite nur scheinbar erreicht, weil die Thiere, denen jede freie Bewegung, Licht und Luft mißgönnt wird, wohl aufgedunsener, nie aber fetter sind, als solche, denen doch wenigstens noch einige Bewegung gestattet ist. Was so offenbar gegen die Regeln der Natur, gegen die Regeln, unter denen der Körper für die Dauer gesund bleiben kann, verstößt, bringt schon deswegen immer eher Nachtheil als Nutzen, weil manche Körperverrichtung gestört und manches Thier krank gemacht wird.

So vortheilhaft mäßige Bewegung in freier Luft ist, den so nachtheilig wirkt übermäßige die Kräfte aufreibende Bewegung, oder zu sehr anstrengende Arbeit. Das Angewöhnen der Thiere hiezu, muß nach und nach und nie in einem zu frühen Alter geschehen. Man benütze sie im Anfange bloß zu leichter spielender Arbeit und auch hiezu den Tag über nur kurze Zeit. Man verliere die Geduld bei diesem wichtigen Geschäfte nie, denn es wird Jeder wissen, daß man durch Noth-

heit und durch ungeschicktes Doreinschlagen, durch Donnern und Wettern beim Angewöhnen die Thiere wohl verderben, widerspenstig und zur Arbeit für immer untauglich, aber nie zu guten Arbeitsthieren machen, während man durch gute Worte und durch Schmeicheln, besonders beim Pferd, Alles ausrichten kann. Die Regel: durch Aufladen größerer Lasten und Einhalten längerer Arbeitszeit, die Kräfte der Thiere nur nach und nach und höchstens bis zum Ermüden, aber ja nie bis zum Erschöpfen anzustrengen, kann gar nicht genug eingehärtet werden. — Eine weitere Regel: je größer die Last im Verhältniß zur Kraft, desto langsamer die Fortbewegung, und je leichter die Last zur Kraft, desto schnellere Bewegung ergibt sich immer von selbst, und der Hausfreund hat es schon oft gesehen, daß bei zu großer Last und zu geringer Kraft mancher Wagen stecken geblieben und mancher dagestanden ist, wie die Ochsen am Berg.

Uebermäßige Bewegung und zu anstrengende anhaltende Arbeit bewirkt Erschöpfung der Kräfte, Verschwendung der flüssigen Theile durch Schweiß und Lungenausdünstung, gehinderte Verdauung, mangelhafte Ernährung, Magerkeit, Schwäche, frühzeitiges Steifwerden der Gelenke, zeitiges Alter oder baldige Unbrauchbarkeit und ist überdies Thierquälerei. Auch das Thier ist Gottes Geschöpf, dem Menschen zur freien Benützung, aber nicht zur rohen und unvernünftigen Tyrannei bestimmt. Was soll man aber denken, wenn vor einer überschwern Last die Zugthiere im Schwesse treiften, leidend und voller Peitschenhiebe, so ermattet und erschöpft dastehen, daß weiter zu kommen, die Last weiter zu bringen, nicht mehr möglich ist, während der rohe Fuhrmann dennoch immer wieder neue Dualen, neue Peitschen- und Stockhiebe anwendet, sich geberdet, als gelte es sein eigenes Leben, den Rest der Kräfte seiner Zugthiere zu opfern? — Barbari macht keine Ehre und Thierquälerei trägt keine Früchte. Reini Schande und Verachtung denen, die ihr Vieh ohne Noth quälen und martern.

Quäle nie ein Thier aus Scherz, Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Schließlich wollen wir lieber Leser, du und ich noch ganz kurz etwas im Vertrauen mit einander schwätzen: Ich habe dir nun die allervorzüglichsten Mittel gesagt, mit denen du dich und die lieben Deinen, so wie dein liebes Vieh gesund erhalten kannst. Alle diese Mittel kosten nichts, sie sind leicht zu haben, und wer es sich einmal angewöhnt hat, der kann ohne diese nicht mehr seyn, wenigstens nicht behaglich leben. Ich will dir dieselben noch einmal ganz kurz herfagen wie sie alle heißen:

- 1) Keimlichkeit,
- 2) Ordnung und
- 3) Liebe zu Gott, zu den Gernigen und allen Mitgeschöpfen.

Wenn du lieber Leser mich das Erstmal nicht recht verstehen solltest, wie ich es meine, so sey so gut und leie das ganze Kapitel über Gesundheit noch einmal durch und du wirst finden, daß meine Meinung gut, nämlich die war dir zu nützen. Ich will dieses Jahr alle meine lieben Orfter und alle Freunde des Hausfreundes besuchen und nachsehen, ob meine Lehre befolgt wird. — Wenn auch nur einige sie befolgen, wenn auch nur wenige Nutzen davon haben, dann lieber Leser will ich dir jedes Jahr etwas Belehrendes über Landwirtschaft, Viehzucht, Gesundheit und dgl. iz meinen Ralender drucken lassen. Ich bitte dich aber, sie alle wohl aufzubewahren, daß du dir für die Fälle, wo es gerade Noth thut immer Rath's holen kannst.